

Blut, Sand und stichhaltige Argumente

Kontroversen um ein Verbot des Stierkampfs in Spanien

Keine Stierkampfsaison, die nicht mit moralischen Auseinandersetzungen um das blutige Spektakel eingeleitet würde. Diesen Frühling waren sie heftiger als üblich. Erstmals schien ein Verbot in den Bereich des Möglichen zu rücken. Noch aber steht dem der libertäre, Prohibitionen abgeneigte Geist des postfranquistischen Spanien entgegen.

Im April stimmte der Stadtrat von Barcelona mehrheitlich einer Erklärung zu, laut der die katalanische Metropole die Praxis des Stierkampfs missbilligt, wörtlich: sich selbst als «antitaurina» definiert. In einem Teil der deutschen Presse mutierte sie dadurch gleich zur «stierkampffreien Zone» - irrtümlicherweise. Zu einem solchen Verbot ist die Stadtregierung gar nicht befugt. Und die katalanische Legislative, wiewohl von derselben Linkskoalition dominiert, wird sich vorläufig hüten, die symbolische Provokation in die Wirklichkeit umzusetzen.

Dem Anliegen der Stierkampfgegner ist es ohnehin kaum förderlich, wenn es mit der Problematik der verschiedenen nationalen Identitäten innerhalb des spanischen Staates vermischt wird. Die Verunglimpfung des Rituals als erzspanische, Katalonien mithin fremde Folklore ist schon insofern falsch, als ihm Millionen *aficionados* von der Camargue bis in die Anden anhängen. In Barcelona selbst waren um 1920 drei Arenen gleichzeitig in Betrieb. Die reiche Tradition wird hier allerdings längst nur noch von einer Minderheit gepflegt. Doch verglichen mit der eleganten Gleichgültigkeit, mit der man diese bisher duldete, erscheint die Schadenfreude der Barceloneser Stadträte bei der Verabschiedung ihres Manifests eher albern.

Die Schönheit einer Aporie

Das Herrliche am Problem der Tauromachie ist ja, dass es unlösbar ist. Stichhaltig sind beider Seiten Argumente. Dabei konzentriert sich die Kasuistik der Gegner auf einen einzigen, kaum widerlegbaren Punkt. Tiere vor einer enthusiastischen - öfter noch freilich einer angeödeten - Menschenmenge eines qualvollen Todes sterben zu lassen, gilt ihnen schlicht als Barbarei: ein schändliches Relikt aus der Zeit, als Spanien es verpasste, auf den Zug der Aufklärung aufzuspringen. Die Verwandlung eines kraftstrotzenden Stiers in einen blutigen Fleischhaufen, sei's in der feinen Version aus Seide, Kot und Brillantine in den grossen Arenen, sei's in der kruderen Modalität der Dorfbelustigung, dreht sensiblen Gemütern fast unweigerlich den Magen um. Die zierliche Montur der Kämpfer lässt die Sache vollends zur grausigen Groteske werden. - Wer es so sieht, der ist der Magie einer geglückten *faena* schwerlich zugänglich. Dass es diese Magie gibt, steht jedoch ausser Zweifel. Eine Kunstform, die den Tod einschliesst, wühlt auf. Was für die einen hinterwäldlerische Rohheit ist, reisst andere durch seine archaische Schönheit hin.

Der Schwachpunkt in der Argumentation der Stierkampfgegner tritt zutage, sobald das Schicksal der Kampfstiere mit dem anderer Tiere verglichen wird. Der Theatermacher Albert Boadella - in seinem Gefolge auch der Schriftsteller Mario Vargas Llosa - prangerte jüngst die Verlogenheit jener Stierkampfgegner an, die sich über das barbarische Spektakel empören, indessen kein Problem damit haben, genüsslich in eine Bratwurst zu beissen. Für Boadella, in der katalanischen Provinz zu Hause und daher ein Kenner der Lebensumstände der zehn Millionen katalanischen Mastschweine, wären allenfalls die Argumente eines radikalen Tierschützers nachvollziehbar. In einer Gesellschaft aber, die die Massentierhaltung akzeptiert, erscheinen Spaniens Kampfstiere nachgerade als privilegierte Lebewesen.

Dekadenzerscheinungen

Offenbleiben muss allerdings die Frage, ob es sich beim Bild des seine Freiheit geniessenden Stiers nicht um ein falsches Idyll handelt. Gerade aus den Kreisen der *aficionados* ist in den letzten Jahren zunehmend Kritik an den Praktiken der Stierzüchtereien laut geworden. Den wahren Feind der Tauromachie ortete schon Spaniens grösster Chronist der «Fiesta nacional», der 2002 verstorbene Joaquín Vidal, im Innern: im Filz der Impresarios, Agenten, Züchter und Toreros. Vidals sarkastische Schilderungen künstlich betäubter, mit abgeschliffenen Hörnern durch das Rund torkelnder Tiere sind legendär. Andererseits lassen sie sich für einen Laien kaum mit jener Behauptung der Stierkampfgegner vereinbaren, gemäss welcher die Corrida ohnehin nur das Simulacrum eines Kampfs sei. Wenn der Stier ein friedvoller Wiederkäuer ist, durch Verwundungen zur Verzweiflung getrieben und wider seine Natur in eine wilde Bestie verwandelt - warum ihn dann noch dazu in betrügerischer Absicht einlullen und kampfuntauglich machen? Das Ergebnis ist jedenfalls, und gerade die wahren *aficionados* beklagen es, allzu oft ein wüstes Gestocher im Nacken schnell erschlaffender Tiere.

Als Geschäftszweig setzt der Stierkampf in Spanien jährlich etwa eine Milliarde Euro um. 5000 Personen sind hauptberuflich daran beteiligt. Aber er hat zweifellos bessere Zeiten gesehen. Zum Fehlen grosser Figuren und zu den vielfach lamentablen Darbietungen kommt nun die zunehmend aggressive Haltung der Stierkampfgegner hinzu. Auch für Letztere gilt freilich, dass der Feind im Innern sitzt. Denn gerade die Gesellschaftsschicht, die den Hautgout des Stierkampfs gewöhnlich schlecht erträgt, ist mehrheitlich auch obrigkeitlichen Verboten abgeneigt. Albert Boadella schätzt die Lage wohl realistisch ein, wenn er eher als ein prinzipielles Verbot pharisäische neue Vorschriften erwartet, die die Ausrichtung von Corridas allmählich erschweren und vielleicht eines Tages verhindern werden.

Markus Jakob